

## **Frieder Otto Wolf**

### **Charles Darwin war zweideutig**

### **Peter Janich bleibt es aber auch!**

#### **Zum Buch von Peter Janich „Der Mensch und andere Tiere“**

Wir können ziemlich plausibel postulieren, dass es eine „Philosophie der Menschheit“ gibt – d.h. eine explizite, philosophisch elaborierte Auseinandersetzung darüber, aus welchen Gründen wir Menschen als Menschen behandeln und warum wir dies auch tun sollten. Die seit den 1920er Jahren im Ausgang von Deutschland entwickelte „philosophische Anthropologie“ hat dieses Thema nicht erschöpfen können – sowohl aufgrund ihrer stark einschränkenden inhaltlichen Voraussetzungen, als auch aufgrund des ziemlich eingeschränkten Instrumentenkastens an philosophischen Untersuchungsweisen („Methoden“) dessen sie sich bedient hat. Das sollte nicht dazu führen, ihr Anliegen einfach abzuweisen.

Eine „Philosophie der Menschheit“, die sich nicht darauf einlässt, ihren inhaltlichen Horizont durch allerlei eurozentrische und androzentrische Vorannahmen bzw. eine fraglose Herrschaftsaffirmation, sowie auch noch durch einen Verzicht auf die Nutzung des ganzen Reichtums an philosophischen Untersuchungsweisen, verstellen zu lassen, wie er der Weltphilosophie im 21. Jahrhundert zur Verfügung steht, könnte der Qualität der Auseinandersetzungen über kulturelle, ethische und politische Fragen ganz bedeutende

Hilfestellungen leisten. Und sie könnte es entscheidend erleichtern, auf ihrem Felde eine spezifisch humanistische Position zu artikulieren und zu vertreten.

Peter Janichs Kritik an einem naiven Naturalismus, wie er in einem nur zum Teil legitimen Anschluss an Charles Darwin vertreten wird, ist in dieser Hinsicht durchaus hilfreich. Denn angesichts der von Janich mit guten Gründen beklagten Tatsache, dass es „in der Diskussion mit Naturwissenschaftlern wenig“ nützt, sprachkritisch zu argumentieren, „weil diese [sic! die Naturwissenschaftler] nur in Ausnahmefällen für eine sorgfältige Auseinandersetzung mit dem eigenen Reden zu gewinnen sind“ (S. 75), ist es der Sache nach geradezu überfällig, auf eine logisch begründete Sprachkritik zurückzugreifen, um die angesichts des Darwin-Jubiläums verbreiteten philosophischen „Programme“ der „Vertierlichung des Menschen“ und der „Vermenschlichung des Tieres“ zu analysieren, begrifflich zu explizieren und sie dann zu beurteilen (ebd.), wie Janich dies verspricht. (S. 74)

Kritik als Bestimmung von Grenzen beginnt mit begrifflicher Klärung: Um Unklarheiten zu vermeiden, wären etwa diese Konzepte einer „Vertierlichung wie Vermenschlichung ... am ehesten zu übersetzen ... mit ‘den Menschen als Tier betrachten’ beziehungsweise ‘den Menschen betrachten, insofern er gleiche Eigenschaften wie das Tier zeigt’“ und entsprechend in Bezug auf die „Vermenschlichung“ von Tieren zu verfahren; außerdem wäre in Bezug auf beide Operationen klarzustellen, dass dies „eine (logische!) Abstraktion durch Invariantenbildung“ sei (S. 75) – und nicht etwa eine „Abstraktion“ durch Weglassen von „Unwesentlichem“. (vgl. S. 75 f).

Janich hat sein Versprechen durchaus eingelöst: Seine Untersuchung fördert unbestreitbar zu Tage, dass Darwin „zum Erblässer der vorherrschenden Sprachvergessenheit einer ganzen biologischen Tradition einschließlich der heutigen Lebenswissenschaften und deren Menschenbild geworden“ ist (S. 71).

Gegenüber Autoren wie Volker Sommer, Markus Wild, Peter-René Becker, aber auch etwa Reinhard Brandt und John Gray kann Janich in seinem Bemühen, sich „der Suggestion von Scheinproblemen durch Sprachkritik zu entziehen“ (S. 77), ohne große Mühe zeigen, dass diese Autoren immer wieder denselben doppelten „Fehler“ (S. 86 u. S. 86, Anm. 7) machen, indem sie zum einen unkontrolliert metaphorisch über Naturprozesse in Analogie zu Modellen menschlichen Handelns reden, und zum anderen für die

eigene Perspektive des mit Gründen argumentierenden Redens in der von ihnen konstruierten Wirklichkeit gar keinen Platz lassen.

Janich beansprucht nun, die „Auflösung des Missverständnisses“ (S. 126) zu leisten (S. 127-164), indem er zwischen „Beschreiben“ und „Zuschreiben, synonym Zurechnen, Zuspochen oder Zuerkennen“ als elementar verschiedenen Registern der Kommunikation unterscheidet. (S. 126 f) Dies expliziert Janich sowohl in Bezug auf alltägliche Handlungen („beschreiben wir einen Weg, ein Bild, eine Reise ...“ oder wir schreiben zu „einer Person eine Leistung oder eine Fehlleistung als Verdienst oder Verschulden“ (S. 126) als auch „[i]n den Wissenschaften“ (dort betrifft „das Beschreiben etwa die fachwissenschaftlichen Aussagen über den jeweiligen Gegenstand“, während „(etwa Forschungs-)Leistungen zugeschrieben und für einzelne Urheber mit Karriere, Geld oder Ehre honoriert“ werden (S. 126), sowie schließlich auch in „einer als Reflexionsdisziplin betriebenen, wissenschaftlichen Philosophie“ (S. 127): Dort „spielen die Beschreibungen gegenüber den Zuschreibungen eine weniger wichtige Rolle“. (S. 127)

Diese Rekonstruktion mündet dann ein in den von Janich vertretenen „methodischen Kompatibilismus“ (S. 182): „Kompatibel sind Natur und Kultur in den Formen des Beschreibens und Zuschreibens – im Sinne des [bis auf Aristoteles zurückgeführten, fow] Aspektedualismus, der die beiden Bereiche methodisch getrennt hält“ (S. 183), während das „Naturalisierungsprogramm“ – so wie es Janich in seinen naiven Gestalten untersucht hat – „evolutionsbiologisch genauso wie neurowissenschaftlich und genetisch auf Kategorienfehlern“ beruht. (S. 183)

Janich hat ein besonders starkes Argument, wo er zeigen kann, dass in Darwins Werk „drei Begriffe von Mensch“ operativ tragende und dabei „sehr verschiedene Rollen“ spielen: Sprachlich werden sie dargestellt als „drei Sorten von Menschen“ (S. 36), „(1) solche, die durch natürliche Zuchtwahl nicht anders entstanden sind als (nicht vom Menschen gezüchtete) Pflanzen und Tiere“, „(2) solche, die als Pflanzen- und Tierzüchter zweckrational handeln und dadurch Natürliches verändern, ‘kultivieren‘“ und „(3) implizit der Autor Darwin selbst, zusammen mit den Fachgelehrten seiner Zeit“. (S. 36)

In Darwins *Die Entstehung der Arten* seien diese Rollen aber nicht als solche reflektiert, sondern geradezu nivelliert und unzulässig vermischt: „In Darwins Beschreibung erscheint seine eigene Alltagswelt wie ein exotischer Zoo, in dem es verschiedene Gehege gibt für (1) natürliche und (2) domesti-

zierte Pflanzen und (3) Tiere, (4) menschliche Domestizierer und Kultivierer sowie (5) wissenschaftlich forschende und schreibende Menschen“ (S. 37) – in denen dann der „gedankenlose Zoobesucher“ immer nur das Gleiche sieht, „nämlich Produkte natürlicher Zuchtwahl“. Dann wäre insbesondere „eine Nachfrage nach Bedeutung und Geltung von Wörtern und Sätzen Darwins ... nicht mehr möglich“. Demgegenüber ist aber in der Tat unabweisbar die Frage zu stellen, die Darwin und die meisten seiner Leser vermeiden, nämlich die, „wer mit welchen Absichten nach welchen Maßstäben diesen exotischen Zoo eingerichtet hat“. (S. 37)

Auf dieser Grundlage kann Janich die in seinem Titel behauptete Zweideutigkeit Darwins schlüssig begründen: Der „Grundkonflikt zwischen zwei Aufklärungen“ (S. 70) – d.h. „die Entmythisierung des Menschen durch theoretische Aufklärung seiner Abstammung aus dem Tierreich konfiguriert mit der Entmythisierung der Natur durch ethische Aufklärung, wonach nur der Mensch, nicht aber die Natur absichtsvoll handelt und damit für die eigenen Handlungen verantwortlich gemacht werden kann“ – „bricht bei Darwin deshalb nicht auf, weil er ihn in *Die Entstehung der Arten* einfach übergeht, in die Abstammung des Menschen zwar aufspannt, aber nicht löst, und in *Der Ausdruck der Gemütsbewegung bei dem Menschen und den Tieren* durch Anthropomorphisierung der Tiere verdeckt“. Stattdessen bleibt Darwin bei bloßen „Metaphern“ stehen, „ohne diesen metaphorischen Charakter zu bemerken“. (S. 70)

Mit dem als solches nicht bestreitbaren Ergebnis: „Kurzum, Darwin hat sich von seinem naturhistorischen, evolutionsbiologischen Programm verführen lassen, den von ihm klar benannten und begründeten Unterschied zwischen Mensch und Tier im Sinne seiner eigenen Theorie nicht ernst zu nehmen, sondern durch sprachliche Großzügigkeit zu verschleiern. Damit ist Darwins großes Werk durchgehend zweideutig: Es unterscheidet nicht zwischen direkter und metaphorischer Darstellung von Leistungen bei Menschen und Tieren; und genau im selben Sinne ist auch seine Verwendung des Wortes ‚Mensch‘ zweideutig, nämlich einmal für die gemeinsame, natürliche, niedere Stammform aller aktuell lebenden Menschen und einmal für den Kulturmenschen mit Würde, Recht und Moral sowie Wissenschaft, wie er dies für sich persönlich in Anspruch nehmen würde.“ (S. 70 f)

Das Problem, in das Janich sich hier verwickelt, liegt auf der Hand. Wir kennen es nur allzu gut aus der Geschichte der „theoretischen Humanismen“: Wie, mit welchen explizierbaren Kriterien, kann verhindert werden, dass die-

se Unterscheidung zwischen der „Stammform“ und „dem Kulturmenschen“ elitär aufgeladen wird und damit zu einer andro-, euro- oder auch schicht-zentrierten Ideologie bildungsbürgerlicher Männer aus Westeuropa wird?

Auf diese Frage kann es nur eine tragfähige Antwort geben: Alle Menschen sind auch Kulturmenschen, seit überhaupt im späten Paläolithikum aus bestimmten Hominidengruppen Menschen geworden sind. Die unbestreitbaren Differenzen zwischen den Kulturen, welche die Menschengruppen seit damals entwickelt haben, lassen sich nur durch einen geradezu schreienden Kategorienfehler als ein Gegensatz zwischen Kultur und Unkultur beschreiben. Jede dieser Kulturen ist als Kultur zu respektieren – was nicht ausschließt, bestimmte Aspekte zu kritisieren oder auch Kulturen vergleichend zu bewerten, jedenfalls so lange, wie die Maßstäbe dafür offen gelegt werden.

Eine Kritik an Janich braucht allerdings nicht erst an dieser Konsequenz anzusetzen, die er – ziemlich fahrlässig, finde ich – einfach offen lässt. Denn zu Janichs Kritik ist ganz grundsätzlich dreierlei kritisch anzumerken:

*Erstens*, dass es in der Wissenschaft gar nicht in erster Linie um „Beschreibung“ geht – also, im von Janich gewählten Bild, um Ausstellungen, wie beispielsweise Zoos das sind. Vielmehr geht es um Erklärungen, warum etwas geschieht, und natürlich auch darum, zu konstatieren, was überhaupt faktisch geschieht und geschehen ist – und zwar zunächst ganz unabhängig davon, ob sich dann dafür auch technische Anwendungen finden lassen.

Janichs epistemologischer „Deskriptivismus“, den er mit den Empiristen und Positivisten teilt, gegen die er argumentiert, schwächt seine Argumentation, bis hin zu dem nicht begründeten Zugeständnis, „eine naturwissenschaftlich informierte Metaphysik der Natur“ könnte philosophisch „einem dogmatischen Naturalismus“ vorzuziehen sein. (S. 14, Anm. 3).

Auch Janichs Versuch, die aus der historischen Existenz von Menschen als „Kulturmenschen“ rückblickende „Frage, wann, wo und wodurch das Tier zum Menschen wurde“ – wobei wir offenbar klarstellen müssen, dass es nicht um „das Tier“ geht, sondern um bestimmte Hominidengruppen – als ein bloßes „Scheinproblem“ zu entlarven (S. 175), erwirbt nur insoweit eine gewisse Plausibilität, wie derartige Erklärungen ihrerseits reduktionistisch den Versuch machen, die Spezifik der Menschen als Menschen „wegzuerklären“.

Janich argumentiert auch hier streng „deskriptivistisch“, also nicht auf dem Niveau von Erklärungen, sondern auf dem der Beschreibung eines „lückenlosen Geschehens“ von einem in der Tat unmöglichen und daher naiven „archimedischen Beobachterstandpunkt“ (S. 176) – aber so geht kritische Wissenschaft auch gar nicht vor, sondern sie findet Erklärungen für konstatierte Tatsachen – und auf diese Weise kann sie sich – wie in der Physik Einstein, Planck und Heisenberg gezeigt haben – ziemlich weit von den Evidenzen unserer menschlichen Alltagspraxis entfernen.<sup>1</sup>

Oder auch, *zweitens*, dass Janich der Vorstellung anhängt, es gebe nur einen Kampf der Weltanschauungen, den Philosophie hinter sich lassen müsse, anstatt sich offensiver der Frage zu stellen, wie ein Philosophieren dazu beitragen kann, den unvermeidlichen Streit der Weltanschauungen möglichst rational und produktiv führbar zu machen.

Demgemäß fasst Janich das historisch-gesellschaftstheoretische Defizit der „Erlanger Schule“ als bloß „pragmatisches Defizit“ (S. 142 f) und erkennt zwar, dass die Privilegierung der Aussageperspektive in der „Wissenschaftssprache“ (S. 142) keine Grundlage für den Bereich des „außerwissenschaftlichen Sprechens“ (S. 141) liefert (vgl. S. 129). Aber er dringt nicht vor bis zum Zusammenhang zwischen Handlung und Struktur, zwischen Geschichte, Praxis und Erkenntnis.

Damit wird es, schließlich *drittens*, auch nötig, dem von Janich konstatierten „Grundkonflikt zwischen theoretischer und ethischer Aufklärung, zwischen Entmythisierung der Menschen und Entmythisierung der Natur“ (S. 128) radikaler, nämlich selbst noch einmal historisch nachzugehen – als Untersuchung der schon von Horkheimer und Adorno behaupteten „Dialektik der Aufklärung“. Darin verbirgt sich, dass Janichs Praxis zwar nicht pragmatisch-technisch, aber doch handlungstheoretisch verkürzt, und keinerlei Begriff davon hat, wie Gesellschaftsstruktur und Handlungsräume zusammenhängen.

---

<sup>1</sup> Dass auch hier Janich eine letztlich unbegründete Rückbindung an die euklidische Geometrie und an alltagspraktische Vorstellungen von Zeitmessung propagiert hat, ist von Rolf Ascheberg in „Kritik der ‘Protophysik der Zeit’ und der ‘Logischen Propädeutik’, Zur Kritik des neueren Konstruktivismus, Idstein/Ts. 1995, gründlich kritisiert worden.

Janichs widersprechende Antwort (S. 165-183) auf die Frage „Gibt es eine Naturgeschichte der Menschheit?“ (S. 165) lautet: „Es ist trivial wahr, dass der Mensch als Naturgegenstand eine Naturgeschichte hat, aber diese Wahrheit nimmt mit der in ihr enthaltenen logischen Abstraktion ‚als Naturgegenstand‘ eine Unterscheidung auf, die dem naiven, dogmatischen Naturalisten fehlt. Es muss außer einem naturwissenschaftlichen Taxon Mensch ein alltagssprachlicher Begriff von Mensch verfügbar sein.“ (S. 166)

Diesen kann Janich allerdings nur in seiner lebensweltlichen Gegebenheit als solchen aufnehmen. Seine deliberative und deklarative Klärung in einer „Politik der Menschen- und Bürgerrechte“ (Étienne Balibar) bleibt ebenso außerhalb seines philosophischen Horizontes wie deren Rückbezug auf eine Untersuchung der in den gegenwärtigen Gesellschaftsformationen real bestehenden Herrschaftsverhältnisse und ihrer Funktions- und Wirkungsweise. Aber hier könnten noch Brücken gebaut werden, wie dies etwa Friedrich Kambartel oder Oswald Schwemmer zu tun begonnen haben.

Dennoch ist auch Janich insofern eine zentrale Zweideutigkeit vorzuhalten: Einerseits besteht er völlig zu Recht auf der Zentralität der menschlichen Fähigkeit zur vernünftigen Erwägung von Gründen und Gegengründen, wie sie der „Kategorienfehler“ des Reduktionismus ausblendet. Andererseits aber klammert Janich die berechtigten Fragen aus, wie diese Fähigkeit erstens zu erklären ist und an welche realen historischen und sozialen Voraussetzungen sie zweitens gebunden bleibt. Erst wenn diese Fragen gestellt und vernünftig – d.h. auf dem Stand der wissenschaftlichen Erforschung der Menschheitsgeschichte – beantwortet werden, kann das von Janich durchaus überzeugend hoch gehaltene Postulat der Vernunft mehr sein als ein bloßes Postulat von zweifelhafter Realitätstüchtigkeit.

Insgesamt gilt aber doch: Janich hat im Kern erst einmal Recht: „Die Formel ‚der Mensch und andere Tiere‘ ist und bleibt eine Gedankenlosigkeit.“ (S. 183) Wenn etwa Ernst Tugendhat (in seiner Schrift *Egozentrität und Mystik. Eine anthropologische Studie*, 2003) diese Formulierung verwendet (S. 9), ist dies in der Tat zu kritisieren – auch wenn diese Kritik keineswegs die zentrale Botschaft seiner Thesen zur „Sonderstellung des Menschen“ (S. 9) trifft. Diese bezieht sich nämlich – in direktem Gegensatz zu der von Janich aufgespießten Formulierung – gerade darauf, was das Eigentümliche der Menschen ausmacht: auf den „spezifisch menschlichen Selbstbezug“ und die damit verbundene „Unruhe“ bzw. „Sorge“. (S. 7)

Aber dieser unbestreitbaren Feststellung Janichs gegenüber bleibt – auch ohne dadurch in Aristoteles' mit Recht kritisierten totalisierende Klassifikationswahn (S. 181) zu verfallen (vgl. S. 26 f) – eben auch festzuhalten, dass der Mensch ein Lebewesen ist, wie es auch die Tiere sind, zu denen er eindeutig als ein biologisches und naturgeschichtliches Menschenwesen gehört.

Dass wir Menschen uns „praktisch-deliberativ“ in anderer Weise auf die Wirklichkeit beziehen, wenn wir „theoretisch-kognitiv“ darüber beraten, wie wir gut leben können und was wir dafür tun wollen, als wenn wir wissen wollen, wie sich etwas erklären lässt und was überhaupt faktisch der Fall ist (und was wir auf Grundlage dieser Erkenntnisse „technisch“ machen können), lässt uns das dann als Menschen keineswegs ontologisch „der Natur gegenüber“ treten oder gar „über sie hinaus gehen“.

Wir Menschen sind selber Natur auch als „Kulturmenschen“, eben indem wir als Individuen einer Menschheit unsere Geschichte sind, als einzelne ebenso wie zusammen (*omnes et singulatim*), wie dies eine traditionelle Formel festhielt, an die der späte Foucault erinnert hat – und wir Menschen sind als Menschen insofern immer auch in die spezifischen Materialität dieser Geschichte eingebettet – die als eine in Raum und Zeit verortete und datierte Geschichte von politischen Ökologien (Lipietz) von der Geschichte der Biosphäre auf dem Planeten Erde nicht abzutrennen ist.

*Peter Janich: Der Mensch und andere Tiere. Das zweideutige Erbe Darwins. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010, 189 S., 12.- €, ISBN: 978-3-518-26035-7*